

Leseprobe aus:

Lloyd Jones

Die Frau im blauen Mantel



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Sie nennt sich Ines, aber ihren echten Namen kennt niemand. Nicht die Leute, die sie übers Meer schmuggeln. Nicht der Lastwagenfahrer, der sie für eine Hure hält. Auch nicht der Straßenkünstler, der sich in sie verliebt. Sie alle erzählen von der jungen Afrikanerin, der Frau im blauen Mantel.

Ines irrt durch Europa und hat nur ein Ziel: Berlin. Denn dort glaubt sie ihren Sohn zu finden, der ihr gestohlen wurde ...

LLOYD JONES, geboren 1955 in Lower Hutt, Neuseeland, hat zahlreiche Romane und Erzählungen veröffentlicht und gehört zu den namhaften, vielfach preisgekrönten Autoren seiner Heimat. Sein Roman «Mister Pip» – gefeiert als «ein hervorragendes Buch» (FAZ), «klar, pointiert und von einer kraftvollen Ruhe» (SZ), «grandios: ein Roman wie ein Wunder» (Die Welt) – wurde in über dreißig Sprachen übersetzt, mit dem Commonwealth Writers' Prize ausgezeichnet und stand auf der Shortlist des Booker Prize 2007.

«Unvergesslich und bis zur letzten Zeile tief bewegend.»
The Sunday Telegraph

«Herausragend.» *The Sunday Times*

Lloyd Jones

DIE FRAU IM BLAUEN MANTEL

Roman

Aus dem Englischen von
Grete Osterwald

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Originalausgabe erschien 2010
unter dem Titel «Hand me down world»
bei Text Publishing, Melbourne.

Die deutsche Übersetzung wurde gefördert von
Creative New Zealand.

BEVOR ES BEI EUCH HELL WIRD



NEW ZEALAND
Ehrenpatron der Frankfurter
Buchmesse 2012

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, Februar 2014
Copyright © 2012 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
«Hand me down world» Copyright © 2010 by Lloyd Jones
Umschlaggestaltung any.way, Cathrin Günther,
nach einem Entwurf von ANZINGER | WÜSCHNER | RASP, München
(Abbildung: Dave and Les Jacobs/Blend Images/Corbis)
Satz Adobe Garamond PostScript, InDesign,
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Printed in Germany
ISBN 978 3 499 25625 7

Für Anne

Was sie sagten

ERSTER TEIL

EINS *Die Hotelangestellte*

Ich war mit ihr im ersten Hotel am Arabischen Meer. Das waren zwei Jahre. Dann drei Jahre in dem Hotel in Tunesien. Im ersten Hotel schliefen wir im selben Zimmer. Ich wusste ihren Namen, aber mehr nicht. Ich wusste nicht, wann sie Geburtstag hatte. Ich wusste nicht, wie alt sie war. Ich wusste nicht, woher in Afrika sie kam. Wenn wir von zu Hause sprachen, sprachen wir von irgendwo in der Vergangenheit. Vielleicht kommen wir aus verschiedenen Ländern, aber die Welt, in die wir hineingeboren wurden, bestand aus demselben Müll und blendenden Licht. Dieselben Fallen warteten auf uns. Später fand ich zu Gott, aber das ist eine andere Geschichte.

Wenn ich Ihnen erzähle, wie es für mich begann, wissen Sie es auch von ihr. Ich erinnere mich an den Moment, als ich geboren wurde. Wenn ich das sage, schauen die meisten Leute weg oder lächeln in sich hinein. Ich weiß, sie mögen es nicht glauben. Darum sag ich es nicht so oft oder so laut. Aber jetzt will ich es erzählen, weil es Ihnen vielleicht hilft, sie besser zu verstehen. Ich kann Ihnen Folgendes erzählen. Ganz am Anfang war die Luft kalt, aber bald verschwand das alles. Die Luft brach auf und huschte weg. Schwarze Gesichter mit rot unterlaufenen Augen fielen aus großer Höhe herab. Mein erster Geschmack von der Welt war jemandes Finger, der in meinem Mund steckte. Das erste Gefühl ein Dehnen meiner Lippen. Ich wurde für die Welt zurechtgemacht, verstehen Sie? Meine erste Wahrnehmung von anderen ist, hochgehoben und wie ein

Stoffballen auf Risse oder Flecken untersucht zu werden. Irgendwann, mit der Zeit, war ich in der Lage, zurückzublicken auf diese Welt, in die ich hineingeboren wurde. Es zeigte sich, dass es am Fuß eines Müllbergs war. Ewig kletterte ich immer nur durch und über all den Schrott, erst, um in die Schule zu gehen, und später zum Schönheitswettbewerb am Depot, vorsichtig, um mich nicht dreckig zu machen. Ich gewinne diesen Wettbewerb, dann den des Bezirks und den regionalen. Der letzte brachte mir einen Platz in der Personalschulung des Four Seasons Hotels am Arabischen Meer ein. Dort war es, dass ich sie kennenlernte.

Im Four Seasons entdeckte ich statt Müll eine klimatisierte Empfangshalle. Es gibt Palmen. Diese Bäume sind anders, als ich es kenne. Die Palmen, meine ich. Sie sehen weniger wie Bäume aus, eher wie Sachen, die einer aufgestellt hat, um das Auge zu erfreuen. Sogar das Meer mit seiner ganzen blauen Leichtigkeit scheint nur für die Augenfreude da zu sein. Es macht Spaß, darin zu spielen. Das wird klar, wenn man die europäischen Gäste und jene Schwarzen sieht, die es sich leisten können.

Wir teilten ein Zimmer. Wir schliefen zwei Meter voneinander entfernt. Sie wurde mir wie eine Schwester, aber ich kann Ihnen nicht sagen, wie sie mit zweitem Vornamen oder mit Nachnamen oder wie ihr Geburtsort hieß. Der Name ihres Vaters war Justice. Der ihrer Mutter Mary. Sonst kann ich Ihnen nichts darüber sagen, woher sie kam. Im Four Seasons spielte das keine Rolle. Zu zeigen, dass du irgendwoher kamst, war nicht gut. Man muss seine Vergangenheit loslassen, um Hotelpersonal zu werden. Gutes Personal muss das Auge erfreuen, wie die Palmen und das Meer. Wir sollten keinen Raum einnehmen, einfach nur da sein, wenn ein Gast uns brauchte. Im Four Seasons lernten wir, wie man das Waschbecken schrubbt, das erste Blatt Klopapier zu einer Rosette formt und einen Papier-

streifen zur Bescheinigung anerkannter Hygienestandards über den Toilettendeckel spannt. Wir lernten, wie man die Ecke der Bettdecke aufschlägt und einen Gast, der zu viel getrunken hat oder fast ertrunken wäre, wiederbelebt. Wir lernten, wie man einen Gast aufrecht hinsetzt und ihm mit Gottes Hilfe den Rücken klopft, wenn ihm ein Krümel oder eine Erdnuss in die falsche Kehle gekommen ist.

Was sonst? Ich kann Ihnen von dem neuen Appetit erzählen, der sie wie eine Geisteskrankheit überkam. Sie vergaß, dass sie Personal war. Ja. Manchmal dachte ich, sie ist unter einem Zauberbann. Da steht sie, Personal und in Uniform, an dem für Gäste reservierten Strand, unter den Palmen, nimmt den kostbaren Schatten ein und schaut zu, wie ein großer weißer Mann ins Meer geht. Schaut zu, wie das Meer an seinem Körper immer höher steigt, bis er verschwindet. Der Riss im Ozean wird überspült. Sie wartet. Wartet noch etwas länger. Sie fragt sich, ob sie den Chefpagen rufen soll. Dabei hält sie die ganze Zeit die Luft an. So etwas hat sie noch nie erlebt, bis der Vermisste wieder auftaucht – irgendwo an einer anderen Stelle. Er bricht aus einem anderen Riss in der Welt hervor, und das alles aus eigener Kraft. Dies, sagte sie mir, war der Moment, in dem sie beschloss, dass sie schwimmen lernen wollte. Ja. Da kam ihr die Idee zum ersten Mal.

Nach achtzehn Monaten – ich merke gerade, ich habe zwei Jahre gesagt. Das ist falsch. Ich erinnere mich jetzt. Es waren achtzehn Monate, danach wurden wir in ein größeres Hotel gebracht. Nach Tunesien. Der Riss in der Welt wurde einfach noch breiter. Das Hotel lag wieder am Meer. Zum ersten Mal in unserem Leben war es möglich, nach Europa zu schauen. Nicht dass dort irgendwas zu sehen war. Darum ging es nicht. Nein. Du findest deinen Weg auch zu einem Ort, den du nicht sehen kannst.

Zum ersten Mal hatten wir Geld. Ein Gehalt, und dazu noch Trinkgeld. Mehr, als eine von uns je verdient hatte. An unserem freien Tag gingen wir immer auf den Markt. Einmal kaufte sie einen rot-grünen Papagei. Er stammte von einem italienischen Ingenieur, der in der Müllgasse hinter der Prostituiertenbar tot aufgefunden worden war. Der Ingenieur hatte ihm beigebracht, am laufenden Band *Benvenuto in Italia* zu sagen. Dank einem Papagei ist das mein ganzes Italienisch. *Benvenuto in Italia. Benvenuto in Italia.* Wir hatten jetzt unsere eigenen Zimmer, aber ich hörte den Papagei durch die Wand. *Benvenuto in Italia.* Immerfort, die ganze Nacht hindurch. Es war unmöglich zu schlafen. Ein anderes Mädchen sagte, sie solle ein Tuch über den Käfig werfen. Sie tat es, und es funktionierte. Der Papagei war still. Morgens, nachdem sie geduscht, sich angezogen, die Zähne geputzt und ihr Bett gemacht hat, nachdem sie mit allem fertig ist, lüftet sie das Tuch: Der Papagei reißt ein Auge auf, dann das andere, dann seinen Schnabel – *Benvenuto in Italia.*

Am nächsten freien Tag ging ich mit ihr auf den Markt. Wir wechselten uns ab, den Papagei zu tragen, und brachten ihn dorthin zurück, wo sie ihn gekauft hatte. Der Mann tat so, als hätte er den Papagei noch nie gesehen, und breitete seine Waren weiter auf einem Holzgestell aus. Sie versuchte, den Papagei einem kleinen Jungen zu geben. Er bekam große Augen. Ich dachte, sein Kopf würde explodieren. Er rannte weg. Der Papagei blickte durch die Gitterstäbe, ausnahmsweise einmal still, so jämmerlich, dass ich schon fürchtete, sie würde ihm verzeihen. Aber nein. Im Teehaus flirtete der Inhaber mit ihr, aber als sie ihm den Papagei schenken wollte, wich er, beide Hände in der Luft, zurück. Auf der Straße blieb ein Mann stehen und steckte seinen Finger in den Käfig. Er alberte mit dem Papagei herum. Aber dann war es das Gleiche. Alle freuten sich, ihn anzuschauen, zu bewundern, aber niemand wollte die Verantwortung.

Allmählich glaubte sie, dieser Papagei würde für immer an ihr hängenbleiben.

Ich nahm ihr den Käfig ab, und wir stiegen in einen Bus. Die Passagiere warteten darauf, dass der Fahrer mit seinen Zigaretten wiederkam. Ich schwenkte den Käfig den Gang entlang über den Köpfen der Fahrgäste. Manche sanken ans Fenster, verschränkten die Arme und schlossen die Augen. Einer nach dem anderen schüttelte den Kopf. Wieder auf dem Markt, redeten Leute mit dem Papagei, hielten ihm einen Finger zum Knabbern durchs Gitter, krächzten zurück. Der Papagei legte den Kopf auf die Seite und schielte sie seltsam an, worüber alle lachten. Aber niemand wollte einen Papagei besitzen. Sie fragte mich, ob ich glaube, mit ihr stimme etwas nicht. Wie konnte es sein, dass sie als Einzige auf die Idee gekommen war, einen Papagei haben zu wollen?

Wir kehrten ins Hotel zurück. Es war noch nicht ganz dunkel. Vom Pool her hörten wir es planschen. Ein paar Kinder. An den Bars draußen saßen Gäste. Sie nahm mir den Papagei ab und lief auf das menschenleere Ende des Strandes zu. Ich folgte ihr, weil ich nun schon so weit gegangen und ihr die ganze Zeit gefolgt war und im Moment auch gar nicht wusste, was ich sonst mit mir anfangen sollte. Unten im Sand schleuderte sie ihre Sandalen von den Füßen. Sie stellte den Käfig ab und zog eins der Ruderboote ins Wasser. Hätte sie mich um Rat gefragt, hätte ich ihr gesagt, dass sie so etwas nicht tun darf. Jetzt bereue ich, nichts gesagt zu haben. Ich war müde. Ich hatte genug von dem Problem. Ich wünschte nur noch, die Sache wäre erledigt. Als sie das Ruderboot hinausschob, blickte der Papagei sie augenrollend an, als hätte er ihren Entschluss wohl verstanden, sich aber entschieden, seine Würde über die Angst zu stellen.

In der Nacht frischte der Wind auf. Ich blieb im Bett. Trotzdem kann ich sagen, was geschah, weil sie es mir erzählt hat.

Auch sie wurde von den klatschenden Wellen am Strand geweckt, döste aber wieder ein, ohne einen Gedanken an den Papagei. Beim zweiten Wachwerden war es noch früh. Kein Mensch war auf, als sie über das Hotelgelände ging. Sie fand das Ruderboot oben auf den Strand gezogen. Der Käfig war verschwunden. Etwas höher noch fand sie den klammen Körper des Papageis auf einer Schicht glimmender Palmblätter. Der Strandwart harkte den Sand. Als sie ihn nach dem Käfig fragte, schaute er weg. Sie dachte, sie würde eine Lüge hören. Stattdessen sagt er, sie soll mitkommen. Sie gehen zum Schuppen. Er schlägt den Perlenvorhang zurück. Auf der Ablage sieht sie die dünnen Gitterstäbe. Den Käfig selbst gab es nicht mehr. Die Stäbe sind abgeschnitten worden. Sie nimmt einen – hält ihn an seinem hölzernen Griff, drückt das angespitzte Ende in den fleischigen Teil ihrer Hand. Also ja, sie nahm das Stechmesser als Gegenleistung für den Käfig. Das ist die Geschichte mit dem Messer.

Einmal sagte sie mir, sobald du weißt, dass du klug bist, wirst du von alleine immer klüger. Mir ist das noch nicht passiert. Was nicht heißt, dass es nicht passieren wird. Wenn in der Bibel von Ewigkeit die Rede ist, sehe ich eine lange Reihe Überraschungen. Es ist nicht gesagt, dass ich genau diese Überraschung nicht eines Tages doch erleben werde. Ich sage nur, ich warte noch. Aber sie kam zuerst dran, als sie zur Leiterin des Zimmerpersonals befördert wurde. Jetzt durfte sie den Neuen sagen, sie dufteten wie frische Frühlingsblumen. Sie hätten sie sehen sollen! Wie sie sich plötzlich durchs Hotel bewegt! Sie wechselt die Obstschale an der Rezeption, ohne abzuwarten, dass man sie darum bittet. Sie ruft den dickleibigen Weißen, die durch die Empfangshalle zum Pool watscheln, *Have a good day!* hinterher, wie sie es gelernt hat. Wenn ein Gast sich für ein

vom Boden aufgehobenes Handtuch bedankt, lächelt sie und sagt *You're welcome*, und wenn man ihr sagt, sie klinge ganz wie eine Amerikanerin, lächelt sie aus Respekt. Die Touristen lösen einander ab. Die ganze Welt muss aus Touristen bestehen. Wie kommt es, dass ich nicht als Touristin geboren bin? Nach fünf Jahren im Hotel könnte ich eine sein, weil ich weiß, was Spaß machen würde und über was man sich zu beschweren hat.

Weiße sehen nie weißer aus, als wenn sie in der Mittagssonne ins Meer waten. Die Frauen waten und setzen sich dann hin wie in der Badewanne. Die Männer tauchen unter, und dann schwimmen sie wie wild. Die Frauen nehmen ihre Handtücher vom Sand auf, während ihre Männer sich noch weiter aufs Meer hinaus kämpfen. Dann halten die Männer an, als wären sie, wo immer sie hinwollten, unerwartet angekommen. Also halten sie und bleiben mit dem Gesicht zum Himmel liegen. Wenn eine Welle unter ihnen durchzieht, schwappen sie hoch wie Essensreste, dann bringt die Welle sie wieder runter. Ich habe mich immer gefragt, ob diese Wellen vom Hotel angestellt waren. Ich fragte mich, ob sie nicht auch, zusammen mit den Palmen, einen Hotelfachkurs gemacht hatten. «Schau, wie sanft das Meer sie runterbringt», sagte sie. Schau – und ich schaute. «Siehst du», sagte sie. «Es gibt nichts zu befürchten.»

Einer der schwimmenden Männer hieß Jermayne. Er ertappte sie, als sie den Weißen beim Spielen im Meer zusah. Nicht diesmal, sondern ein andermal. Ich war nicht dabei. Aber sie hat es mir erzählt. Ich hatte ihn noch nicht mit eigenen Augen gesehen, darum hat sie mir von Jermayne erzählt. Er war ein Schwarzer. Ja, er hatte die gleiche Haut wie sie und ich, aber er war nicht in dieser Haut aufgewachsen. Das konnte man leicht sehen. Er hatte so eine Art.

Ich erinnere mich, dass ich sie früher einmal gefragt hatte – damals, in dem anderen Hotel am Arabischen Meer. Wir

lagen auf unseren Betten und grübelten über Sachen für unsere Wunschlisten, als ich sagte: «Was ist mit der Liebe?» Jeder Mensch braucht Liebe. Das steht auch in der Bibel, wenn man weiß, wo man suchen muss. Ich sagte: «Möchtest du nicht einem Mann beiwohnen?» Sie prustete vor Lachen. Jetzt, unter den Hotelpalmen, fragte ich sie wieder. Diesmal wandte sie den Blick von mir ab. Sie konzentrierte sich – als gäbe es so viele Möglichkeiten, die Frage zu beantworten, dass sie sich nicht entscheiden konnte.

Aber ich merke, für diesen Mann interessiert sie sich. Wenn ich sie mit ihm zusammen sehe, lasse ich alles stehen und liegen und beobachte sie. Sie fängt an, mit ihrem Haar zu spielen. Jetzt setzt sie ein Lächeln auf, das ich noch nie an ihr gesehen habe. Wenn ich ihr später beschrieb, was ich gesehen hatte, sagte sie, mein Wunschdenken habe mich blind gemacht. Sie sagte, Jermayne habe angeboten, ihr das Schwimmen beizubringen. «Oh, wie gut», sagte ich. «Dann musst du wohl ertrinken.» Sehen Sie, wie negativ ich klinge. Ich weiß nicht, warum das so ist. Warum hatte ich beschlossen, dass ich Jermayne nicht mochte? Vielleicht habe ich, statt klug zu werden, eine andere Art Wissen entwickelt.

Vielleicht lag es an seinem Selbstvertrauen. Vielleicht an seinem ungelebten Schwarzsein. Vielleicht mochte ich ihn einfach nicht. Muss es einen Grund geben? Dann – ich sage das jetzt, aber heben Sie es sich für den richtigen Moment auf. Ich dachte, ich hätte ihn gesehen. Nein. Was soll das heißen, ich «dachte»? Es war so. Ich sah ihn mit einer Frau. Sie gingen eilig durch die Empfangshalle. Aber danach sah ich die Frau nicht wieder. Ich entschied, sie müsse irgendein Gast gewesen und zufällig mit ihm in den Aufzug gestiegen sein, denn am nächsten Tag saß Jermayne allein im Frühstücksraum.

Wenn ich sie zusammen sah, meine Freundin und ihn, waren

da zwei Jermaynes. Einer war bei ihr – der, den sie sehen konnte. Aber zugleich war da ein anderer Jermayne. Der stand direkt daneben, schaute zu und lächelte in sich hinein, als wüsste er schon vor ihr, was sie dachte. Er sah ihr Widerstreben, in den Pool zu gehen, wenn Gäste im Wasser waren. Er las sie wie ein offenes Buch. Er musste sie drängen – sie wehrte lachend ab, behauptete, sie wolle lieber nicht nass werden. Das Gleiche an der Pool-Bar. Vor Jermayne hatte sie nie mit einem Hotelgast etwas getrunken. Nie und nimmer – nein, nein, nein. Und der Barmann wusste es, die Sterne wussten es, die Nacht wusste es, die Palmen standen fassungslos im Hintergrund, und die an den Beckenrand spritzenden Tröpfchen riefen jedem die Stille und die Vorschriften in Erinnerung. Sie sagte, Jermayne gebe ihr ein gutes Gefühl dabei. Das Gefühl wurde immer besser. Sie war keine Trinkerin. Er musste erklären, was ein Outrigger ist – das Boot und das Getränk –, und nach diesem Cocktail, sagte sie, schweiften ihre Gedanken ab zu dem Papagei und der Nacht draußen auf dem Ruderboot und kehrten erst zurück, als Jermayne anfang, von sich zu erzählen, wie er groß geworden war. Ein amerikanischer Vater, eine deutsche Mutter. Er war in Hamburg aufgewachsen, aber jetzt lebte er in Berlin. Er hatte sein eigenes Geschäft, irgendwas mit Computern.

Als sie vom Hocker kletterte, nahm er ihre Hand, dann beugte er sich über sie und hauchte ihr einen Kuss hinters Ohr. Eine Gruppe von Touristen am anderen Ende der Bar kreischte vor Lachen. Sie blickte sich um, ob jemand es gesehen hätte. Nein, niemand – nur Jermayne, ja, er hatte ihren Blick gesehen, die Furcht vor Ärger, vor Schande in ihren Augen. Er lächelte. Er sagte ihr, sie solle sich entspannen. Sie sei in Sicherheit. Er würde sie nicht verletzen oder etwas tun, was ihr Ärger bringen könnte. So einer bin ich nicht – das hat er ihr gesagt. Er sagte: Jetzt hör zu – und sie tat es.

Am nächsten Tag – es war nach ihrer Schicht – sah ich die beiden zum künstlichen Riff hinausrudern. Ich sah sie das Boot an den Strand ziehen und auf die Meeresseite gehen. Das war ihre erste Schwimmstunde. Ich habe nichts davon gesehen. Dies ist nur, was sie mir erzählt hat, aber erst viel später, Monate nach den Ereignissen, auf die ich hinauswill.

Ihre erste Schwimmstunde beginnt damit, dass Jermayne bis zu den Hüften ins Meer wadet. Er schaut sich nach ihr um. Sie hat sich nicht vom Sand bewegt. Er sagt ihr, es gibt nichts zu befürchten. Wenn er einen Hai sieht, packt er das Biest am Schwanz und hält es fest, bis sie ans Ufer zurückgerannt ist. Sie fürchtet sich, aber sie geht ins Wasser. Die ganze Zeit wendet sie die Augen nicht von ihm ab. Sie hat das Gefühl, wenn sie es täte, fiel sie in einen Abgrund. So begeben sie sich langsam tiefer ins Meer. Sie begibt sich auch tiefer in sein Vertrauen – das stimmt auch. Der Rest ist einfach. Sie tat, was er ihr sagte. Sie legte sich aufs Wasser. Sie verwandelte sich in ein schwimmendes Palmblatt. Sie fühlte seine breite Hand unter ihrem Bauch. Dann begann sie von selbst zu schwimmen. Hin und wieder berührte ihr Bauch Jermaynes sichere Hand. Und auf einmal, sagte sie, war es bloß die Vorstellung von seiner Hand, die sie über Wasser hielt. Ich habe meinen Kopf nie ins Meer getunkt, sodass ich nur weiß, was sie darüber sagte, wie es ihr in die Augen und in die Nasenlöcher strömte. Ich dachte, das werde ich niemals tun. Nie und nimmer werde ich dem Meer erlauben, in mich einzudringen. Aber sie hatte es nur falsch gemacht. Das war der Punkt – das wollte sie mich wissenlassen: Sie hatte vergessen, die Luft anzuhalten.

Jermayne machte ihr Mut. Er brachte ihr bei, wie ein Essensrest zu schwimmen. Aber richtig lernte sie es bei einem Holländer. Der sagte nie «vertrau mir». Und wenn, dann hätte sie nicht auf

ihn gehört. Er sagte «So geht das ...» und führte den Froschbeinschlag oder Kraulen vor. Ich selbst habe die Züge nicht gelernt, nur die Wörter. Froschbeinschlag. Das gefällt mir. Mit dem Wort «kraulen» bin ich mir nicht mehr sicher, besonders wenn ich auf das Meer, weit wie eine Wüste, hinausschaue. Sie versuchte, mir diese Sachen zu zeigen, indem sie sich flach aufs Bett legte. Da übte sie ihre Züge, wenn Gäste im Pool waren. Ich musste so tun, als wäre das Bett das Meer. Aber ich wollte nicht schwimmen. Im Übrigen gehört das, was ich eben gesagt habe, eigentlich nicht hierher.

Ich wollte nur dies sagen. Bei Jermayne drehte sich alles darum, dass sie ihm vertraute. Und sie tat es. Vieles von dem, was Sie jetzt von mir hören, hat sie mir erzählt. Ich war nicht dabei. Wie sollte ich? Aber das hat sie gesagt: Als er sie fragte, ob sie sich manchmal einsam fühlt, musste sie erst nachdenken. Es war ihr nie in den Sinn gekommen, dass sie sich einsam fühlen könnte. Ich wundere mich oft über diese Art von Zauberei. Woher kommt so ein Gefühl? Vielleicht ist es besser, wenn wir das Wort für unsere Bedürfnisse nicht kennen. Egal, sie sitzen draußen an der Pool-Bar. Alle anderen haben sich ins Hotel zurückgezogen. Sie sind allein. Mag sein, dass der Barman noch da ist. Ich weiß es nicht. Nachdem er sie gefragt hat, ob sie sich manchmal einsam fühlt, berührt er ihre Hand, streicht ihr über den Arm, dann über den Hals. Er fragt, ob er in ihr Zimmer kommen darf. «Nein», sagt sie. Sie hat die Aufsicht über das Zimmerpersonal. Sie würde gefeuert werden. «Also dann», sagt er, «komm du in mein Zimmer. Komm und wohne mir bei.» Sie blickt sich um, dass auch niemand etwas mitbekommen hat. «Vertrau mir», sagt er.

In Jermaynes Zimmer gab es einen peinlichen Moment – vielleicht auch andere, die ich vergessen habe, aber dieser hat sich mir eingepägt. Irgendwann fragt er, ob sie auf die Toilette

möchte. Sie ist überrascht, wieso er fragt. Warum tut er das? Weiß er, wann sie pinkeln muss? Dann merkt sie, warum er gefragt hat. Weil sie wie angewurzelt dagestanden und ins Badezimmer, auf das weiße Waschbecken gestarrt hatte. Es war die Verwunderung, in einem Gästezimmer zu sein, ohne sich mit Putzzeug auf die Kloschüssel zu stürzen und einen Papierstreifen zur hygienischen Freigabe über den Deckel zu spannen. Oder die Türknäufe einzusprühen, damit es im Zimmer gut roch, oder die Kissen aufzuschütteln und die Ecke der Bettdecke zurückzuschlagen.

Sie blieb über Nacht – also, nicht ganz, weil der Lärm der Generatoren sie weckte. Der Strom war ausgefallen. Sie stieg aus dem Bett, zog sich an und kehrte ungesehen in den Wohntrakt des Personals zurück. Ich weiß, dass sie auch die nächste und die Nacht danach mit ihm verbrachte. Dann flog Jermayne nach Deutschland zurück. Er sagte, er würde sie anrufen. Ich glaubte das nicht. Aber ich hatte ihn unterschätzt. Manchmal sah ich sie am Telefon in der Empfangshalle, und dann wusste ich, es war Jermayne, der von Übersee anrief. Einen Monat später kam er wieder, kürzer jetzt, und in dieser Zeit muss es passiert sein, dass sie schwanger wurde. Ich war die Einzige, die es erfuhr. Zunächst, muss ich sagen, denn auf Dauer lässt eine Schwangerschaft sich nicht verbergen.

Jermayne kam noch zweimal wieder. Das letzte Mal zur Geburt. Das Hotel hatte ihr freigegeben. Jermayne mietete eine Wohnung in einem schönen Viertel hinter dem Markt, am anderen Ende der Stadt. Ich habe sie einmal besucht. Es war schön dort, ruhig. Es gab keine Fliegen. Er bestand darauf, dass sie mit ihm dortblieb. Für kurze Zeit lebten sie wie Mann und Frau. Einmal rief sie mich im Hotel an. Sie sagte, sie wolle nur meine Stimme hören, um sicher zu sein, dass wir noch in derselben Welt lebten. Sie bekam Besuch von einem Arzt. Sie war

noch nie beim Arzt gewesen. Er maß ihr den Blutdruck, den Puls und fühlte mit seinen Fingern, wo eine Hebamme es täte. Jermayne war dabei und hielt ihr die Hand. Sie hörte zu, wie er dem Doktor Fragen stellte. Viele, viele Fragen. Bis er beruhigt war, dass es ein gesundes Baby würde. Noch nie hatte jemand solche Fürsorge an sie verschwendet. Als ihre Fruchtblase platzte, wartete ein Taxi, um sie ins Krankenhaus zu bringen. Dieser Jermayne dachte wirklich an alles.

Sie hatten nicht darüber gesprochen, was danach werden sollte. Ich war sicher, Jermayne würde sie mit nach Deutschland nehmen. Dort könnte sie ein neues Leben anfangen. Sie wollte es. Das spürte ich. Sie hoffte, das sei es, was Jermayne im Sinn hatte. Sie hat nie gefragt. Sie wollte ihm keine Überraschung aufbürden. Natürlich hoffte sie, es würde keine Überraschung sein, sie wäre Teil der Pläne, die sie in seinem Hinterkopf ablaufen sah. Er war die ganze Zeit bei ihr, sogar während der Entbindung, und schon davor hatte er mit ihr geatmet, ihr die Hand gehalten.

Viele Stunden später wird ihr ein kleiner Junge an die Brust gedrückt. Und da ist Jermayne mit einem Blumenstrauß. Es gibt Formulare, die ausgefüllt werden müssen. Jermayne hat an alles gedacht. Manche Formulare sind in einer anderen Sprache, Deutsch, wie sie sieht. Sie geht die Sachen mit Jermayne durch. Er erklärt, es sei, wie wenn man etwas in Besitz nimmt. Man muss unterschreiben. Wie wenn man sich für ein Hotelzimmer einträgt. Also tat sie es, sie unterschrieb die Formulare an den Stellen, auf die er zeigte. Nach zwei Tagen im Krankenhaus fuhr ein Taxi sie wieder zu Jermaynes Wohnung. Er war Babykleidung einkaufen gegangen. Er brachte sie und das Baby ins Bett. Nachts lag das Baby zwischen ihnen. Einmal bat sie Jermayne, zu ihr zu kommen und sich neben sie zu legen. Sie wollte seine Hand auf ihrem Körper spüren, wie damals, als er

sie schwimmen lehrte. Er drehte seinen Kopf auf dem Kissen. Das Scheinwerferlicht eines Autos fiel durchs Fenster, und in diesem kurzen Augenblick sah sie seine geschlossenen Lider.

Er besteht darauf, dass sie im Bett bleibt. Sie muss sich erholen. Sie sagt ihm, es sei nichts gebrochen. Aber er hört nicht. Jermayne macht alles, wie Jermayne es macht. Er hört nicht, was er nicht hören will.

Eines Morgens wird sie von der rauschenden Dusche geweckt. Es ist sehr früh, trotzdem kommt Jermayne fertig angezogen aus dem Bad. Sein Gesicht verzieht sich leicht, als er sie im Bett sitzen sieht. Er setzt ein Lächeln auf. Ja. Ein schönes Lächeln. Ein Lächeln, das die Welt beruhigt. Er legt seinen Finger vor die Lippen, macht pssst, damit sie still ist. Sie wollen das Baby nicht wecken. Er hockt sich auf die Bettkante. Beugt sich nach unten, um sich die Schnürsenkel zu binden. Sie beobachtet ihn dabei, will etwas sagen, ihn fragen, was er verloren zu haben glaubt, weil er jetzt von einer Ecke der Wohnung in die andere läuft. Da, er hat es gefunden. Eine Babytrage. Sie sieht die Trage zum ersten Mal. Jetzt nähert sich Jermayne von der anderen Seite und nimmt das Baby hoch. Er drückt ihm seine Nase in den Bauch. Das macht er immer. Sie mag es, wenn er das macht. Jermayne wird ein guter Vater sein, ein liebender Vater.

Das Baby strampelt; die Augen sind noch fest zugekniffen, als es den Mund aufmacht und die ersten Laute von sich gibt. Endlich können sie reden. Er sagt, es sei Zeit, das Baby an die Luft zu bringen. Er wolle mit ihm raus, bevor die Sonne aufgegangen ist, nicht später. Dann wäre es zu heiß. Er betont, wie wichtig es ist, ein Baby an die frische Luft zu gewöhnen. Darum will er ein bisschen mit ihm spazieren gehen. Nicht weit. Er will es nicht überanstrengen. Nur bis zu den Grünanlagen am Ende der Straße und wieder zurück. Er streckt ihr das Baby entgegen. «Gib Mami einen Abschiedskuss», sagt er. Sie küsst es

auf die Wange. Dann legt sie sich aufs Kopfkissen zurück, beide Hände auf dem Bauch, die Augen geschlossen. Dann fasst sie mit einer Hand neben sich. Wie seltsam, dieser leere Platz. Was für eine Stille plötzlich in der Wohnung. Es fühlt sich ungut an. Sie versucht, ihre Augen geschlossen zu halten, aber irgendetwas stimmt nicht. Es gibt nichts, wovon sie sich erholen müsste, keine Müdigkeit, die sie umfallen ließe. Also steht sie auf. Sie geht ans Fenster. Vielleicht sieht sie Jermayne mit dem Baby, und tatsächlich. Da sind sie – oder vielmehr Jermaynes Kopf von oben. Da steht auch ein Taxi. Die hintere Tür öffnet sich, und eine Frau steigt aus. Jermayne gibt ihr das Baby, und die Frau nimmt es in die Arme, wiegt es, schaut ihm lange ins Gesicht, bis sie ihr eigenes über das Bündel senkt. Jermayne hält die Wagentür auf. Er blickt einmal hoch, zum Fenster der Wohnung. Jetzt steigt die Frau mit dem Baby hinten ein, gefolgt von Jermayne, die Tür geht zu, und das Taxi fährt los, die Straße hinunter.

Den Rest weiß ich nicht. Ich weiß nicht, wie sie die langen Stunden des Wartens auf Jermaynes Rückkehr zugebracht hat. Ich weiß nicht, was für Gedanken ihr durch den Kopf gegangen sind. Aber zum zweiten Mal in meinem Leben kommt ein Anruf für mich. Ich höre die ganze Geschichte, und als sie von der Sache mit der fremden Frau im Taxi spricht, weiß ich, wer die Frau ist; es ist dieselbe, die ich ein paar Monate zuvor mit Jermayne gesehen hatte. Sie durchquerten gemeinsam die Empfangshalle. Die Frau ging vor ihm in den Aufzug. Im Moment war ich ziemlich sicher, dass sie zusammengehörten. In einem Hotel lernst du schnell erkennen, wer allein ist und wer ein Paar und wer unglücklich ist. Und wenn du ihre Laken wechselst, weißt du noch mehr. Ich habe die Frau nie wiedergesehen. Und wie gesagt, beim Frühstück war nur Jermayne da.